

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 96.

Posen, den 26. April 1928.

2. Jahrg.

Copyright 1928 by Art. Institut Orell Poeschl, Zürich, Leipzig.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

(Einzig berechnigte Uebersetzung von Otto Albrecht
van Beeber.)

2. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Sich ständig um sich selber drehend, kam er auf den Diener zu, so daß die straffgespannte Binde sich in regelmäßigen Windungen um seine Taille schmiegte, wobei Garabato sich bemühte, sie durch schnelle Handbewegungen mal doppelt, mal in ganzer Breite aufwickeln zu lassen. Doch der in bezug auf sein Aeußeres sehr peinliche und schwer zu befriedigende Matador machte einige Male Halt, pirouettierte zurück, um sie von neuem nach seinem Geschmack zu ordnen, bis die ganze Binde ohne ein Fältchen, ohne die geringste Ausbuchtung, wie angegossen am Körper saß. So viele Nadeln hatte der Diener verwandt, so viele Enden aneinander genäht, daß der ganze Anzug aus einem Stück zu bestehen schien. Und bevor Gallardo nicht abends ins Hotel zu Garabatos Schere zurückkehrte, konnte er keines der Kleidungsstücke ablegen, falls nicht ein Toro diese Arbeit übernehmen würde.

Wieder setzte er sich. Garabato zog die Haarnadeln aus dem Zopf und flocht ihn zusammen mit einem falschen, der als Erinnerung an den früheren Haarbeutel der allerersten Stierkämpfer eine schwarze Bandschleife trug.

Als wollte der Matador den Moment, fix und fertig dazustehen, auf jede mögliche Art hinausschieben, ließ er sich seine angebrannte Zigarre reichen. Alle Uhren schienen ihm jetzt vorzulaufen.

„Noch viel Zeit! . . . Ich mag nicht so früh auf der Plaza erscheinen. Scheußlich, dies Gewäsch anzuhören, wenn man warten muß.“

Doch ein Hotelpage meldete, daß seine Cuadrilla vorgefahren war.

Nun blieb ihm kein Vorwand mehr zu weiterem Zögern. Er legte die mit goldenen Quasten besetzte Weste an, dann die kurze Jacke, ein prachtvolles Stück, schwer wie ein Harnisch, die Augen blendend von eitel Gold. Die braune Seide war nur an den Innenflächen der Ärmel und an den Schulterblättern sichtbar, überall sonst verschwand sie unter dicken Goldstickereien, deren Blumenarabesken aus farbigen Steinen zusammenge-setzte Blüten trugen. Breite goldene, mit Troddeln behangene Kaupen lagen auf den Achseln, und auch der Rand der Jacke war mit goldenen Franzen besetzt, die jeder Schritt leise erzittern ließ. Aus den breiten Brusttaschen guckten zwei Taschentücher hervor von gleichem Rot wie Krawatte und Binde.

„Die Montera!“

Behutsam nahm Garabato aus einer ovalen Schachtel die charakteristische schwarze Kampfmütze mit runden Bauschen über den Ohren und gab acht, daß unter ihr der Zopf des Matadors auch schnurgerade auf den Rücken herabhing.

„Den Mantel!“

Auf einem Sessel breitete sich die „Capa de Gala“ aus, ein fürstlicher Umhang von brauner Seide, und wie das ganze Kostüm mit Gold bestickt. Gallardo legte ihn über die linke Schulter. Dann ein letzter Blick in den Spiegel:

„Nicht übel . . . zur Plaza!“

Sein Besuch verabschiedete sich eiligst, um noch eines Wagens habhaft zu werden, während Garabato ein rotes Tuchbündel aufnahm, aus dem die Griffe und Spitzen einiger Degen herausfahen.

Schon auf der Treppe hörte der Espada das Summen der Menschenmenge, die, eine kompakte Masse, die Straße besetzt hielt. In der Halle stand der Besitzer mit seiner Familie, hinter ihm die Angestellten des Hotels, um dem Matador Glück zu wünschen.

Er war wie umgewandelt, war ein ganz anderer, seit er den gleißenden Mantel über die Schultern geworfen hatte. Ein sorgloses, selbstbewusstes Lächeln lag auf seinem Gesicht. Jetzt braunte er vor Verlangen, sich dem Publikum zu zeigen.

„Bitte, lassen Sie mich durch! Gracias, Caballeros! Gracias!“

Langsam bahnte er sich einen Weg durch die Mauer von Menschen, die die Gelegenheit benutzen wollten, die Hand des berühmten Matadors zu schütteln oder wenigstens sein Kostüm zu berühren.

Dicht am Trottoir hielt der mit vier prunkvoll aufgezäumten Maultieren bespannte Wagen, in dem die drei zu Gallardos Cuadrilla gehörenden Banderilleros saßen. Auch sie in blitzender Tracht, doch waren ihre Stickereien nur von Silber. Der Espada begrüßte sie kurz und nahm auf dem Rücksiß Platz.

„¡Dile el Gallardo! Viva España!“ brauste die Menge auf.

Lächelnd grüßte der Maestro nach allen Seiten. Die Volksbegeisterung erschütterte ihn, und gleichzeitig erfüllte es ihn mit nicht geringem Stolz, den Namen des Vaterlandes so eng verbunden mit dem seinigen zu hören. Hüte und Taschentücher wurden geschwenkt, und in flottem Trab fuhr der Wagen unter dem lustigen Gehimmel der Maultierglocken davon. Hinter ihm her tollte ein Rudel Buben und Mädchen, die rannten, als erwartete sie ein außerordentlicher Lohn am Ende ihrer wilden Jagd.

Seit einer Stunde durchflutete die Straße von Alcalá ein Strom von Wagen zwischen zwei Ufern enggedrängter Fußgänger. Alle nur erdenklichen Arten von Fahrzeugen, von der alten, wackligen Postkutsche — ein rollender Anachronismus — bis zum modernsten Automobil. An den Straßenbahnwagen und Omnibussen hingen, irgendwo angeklammert, vorquellende Menschen eng wie Trauben. In offenen zwei- und vier-spännigen Equipagen saßen Damen mit weißer Mantilla und brennendroten Blumen. Hüpen brüllten; Kutscher schrien; Zeitungsverkäufer riefen gellend den Stammbaum der heutigen Stiere und die Biographien der Toreros aus — ein lärmendes Chaos, bisweilen, wenn irgendwo ein guter Witze fiel, von hellem Gelächter über-tönt. Neben den dunklen Uniformen der berittenen Municipalgarde tauchten Männer auf in gelben, zwischer-

Eisenstienen steckenden Hosen, die Picadores, verwegene Reiter im hohen maurischen Sattel.

Bis zum Platz der Kybele, wo sich das Tor von Alcalá wie ein weißer Triumphbogen vom blauen Himmel abhob, daselbe bewegte Bild. Die Baumreihen auf beiden Seiten wiegten ihr erstes Grün in dem warmen Frühlingswind, und eine strahlende Sonne holte tausend Reflektoren aus dem bunten Gewimmel.

An Gallardos Seite saß der Nacional, sein zuverlässigster Banderillero in gefährlichen Momenten der Corrida. Er war zehn Jahre älter als der Espada, ein Riese mit zusammengewachsenen Brauen und ernstem Wesen, und in den Tolerokreisen wegen seines redlichen Charakters und seiner politischen Ideale bekannt.

„Juan,“ sagte er, „beklage dich nicht über Madrid. Das Publikum ist förmlich in dich vernarrt.“

Aber Gallardo, der unablässig für die Ovationen der Menge dankte, erwiderte dumpf:

„Ich habe das Gefühl, daß mir heute nachmittag etwas zustoßen wird.“

Bei der Kybele mußte der Wagen anhalten. Vom Prado her kam ein großes Trauergefolge und kreuzte den Wagenstrom.

Bestürzt sah der Matador auf das Kreuzifix und die psalmisierenden Geistlichen, von denen einige mit Widerwillen, einige aber auch mit Neid nach diesen Menschen blickten, die Gott vergaßen, um zum Vergnügen zu eilen. Schleunigst zog er, wie seine Banderilleros, die Montera.

„Zum Donnerwetter, runter mit deiner Mühe, Verbrecher!“ schrie er den Nacional, der sich als einziger nicht gerührt hatte, voller Wut an, von der konfusem Idee erfaßt, daß dessen Auflehnung ihm selbst Unheil bringen würde.

„Gut, ich nehme sie ab,“ erwiderte der Hüne, maulend wie ein gescholtenes Kind, „aber nur zu Ehren des Toten!“

Es dauerte eine ganze Weile, ehe der lange Zug vorüber war.

„Schlechtes Omen!“ murmelte der Matador finster.

„Wie kommt man nur auf die Idee, mit einem Verhängnis über den Weg zur Plaza zu ziehen? . . . Verflucht! Ich sagte ja, daß mir heute noch was passiert.“

„Aberglaube, phantastischer Aberglaube . . .“ meinte der Nacional. „Gott und Natur“ — das war sein Lieblingsausdruck — „haben damit nichts zu tun.“

Endlich ging es weiter, diesmal im Galopp, bis zu dem Tor, das über einen weiten Hof zu den Stallungen führte, an die sich eine Menge einstöckiger Häuschen — Lauben vor der Tür und Blumenstöcke im Fenster — reihten: eine ganze kleine Siedelung mit Werkstätten, Remisen, Stallungen und Wohnungen für die Stallknechte, Handwerker und Angestellten der Plaza. Raum hatte Gallardo den Fuß auf den Boden gesetzt, so umkammerten zwei Arme seinen Hals.

„Liebling! . . . Einziger! Hoch die tapferen Toreros!“ schrie der ehrenwerte Bürger, der von einem zu guten Frühstück kam, lehnte seinen schweren Kopf an die Schulter des Matadors und blieb regungslos so stehen, als müßte sein Enthusiasmus sich an diesem Plätzchen ausruhen. Es kostete Mühe, Gallardo zu befreien, doch die etwas rauhe Behandlung kühlte die Begeisterung des Mannes nicht ab.

„Schiffe haben sie . . . Geld haben sie . . . anderswo . . . aber keine Toros und keine mutigen Burschen wie den hier. Olé mein Junge!“

Gallardo durchschritt den weißgeputzten, öden Saal, in dem sich die Toreros versammelten, und betrat einen schmalen, dunklen Raum, an dessen Ende Lichter funkelten. Es war die Kapelle. Ueber dem blumengeschmückten Altar, auf dem vier Kerzen brannten, hing die Schutzheilige der Stierkämpfer, die „Madonna mit der Taube“.

Die Kapelle war voll von Menschen. Manche standen auf Stühlen und Bänken, fast alle aber mit dem

Rücken zum Altar, und voller Spannung zur Tür blickend, um jedesmal, wenn dort ein Toreroskostüm aufschimmerte, den Namen des Trägers zu nennen. Die Banderilleros und Picadores, die ebenso gut wie die Matadore ihr Leben aufs Spiel setzten, erregten kein besonderes Interesse. Doch plötzlich erhob sich ein immer stärkeres Geflüster. Ein Name ging von Mund zu Mund:

„Fuentes! . . . Das ist Fuentes!“

Und der elegante, schlanke Espada mit den Zigeuner-Augen schritt zum Altar, warf mit theatralischer Gebärde den Mantel über die Schulter und beugte grazios ein Knie. Ein kurzes Gebet, dann schlug er das Kreuz und kehrte, rückwärtsschreitend, zur Tür zurück, den Blick unentwegt auf die Jungfrau gerichtet, wie ein Tenor, der zwischen den Kulissen verschwindet.

Gallardo war einfacher. Die Mühe in der Hand, den Mantel zusammengefaßt, kniete er andächtig zum Gebet nieder, ohne an die Hunderte von Augen um sich herum zu denken. Seine naive Christenseele, die an alle möglichen, übernatürlichen Einflüsse glaubte, flehte inständig um Schutz. Zum ersten Male am heutigen Tage flogen seine Gedanken zu Frau und Mutter. Die arme Carmen, die in Sevilla angstvoll auf das Telegramm wartete! Senjora Angustias, zufrieden mit ihrem Hühnerhof auf der Rinconada, ohne Ahnung, wann und wo ihr Sohn kämpfte! . . . Und er mit diesem düsteren Vorgefühl!

„Heiligste Jungfrau, beschirme mich! Ich will brav sein, die andere vergessen . . .“

Durch dieses Gefühl der Reue gestärkt, verließ er die Kapelle. Draußen wollte ein schwarzgekleideter Herr ihn begrüßen, doch der Matador stürzte an ihm vorbei.

„Noch ein übles Omen!“ murmelte er empört. „Und da soll heute nichts passieren?“

Der Schwarzgekleidete war der Kaplan der Plaza, der alles für die letzte Deluna Notwendige brachte. Er kam von der entfernten Prosperidadsbarrei, die seit vielen Jahren mit einem anderen Kirchspiel einen lebhaften Kompetenzstreit führte, wenn die religiöse Versorgung der Plaza oblag. An Tagen einer Corrida nahm er eine vom Pächter der Arena bezahlte Droschke, vertauschte die Sutane mit einem schwarzen Rod, dessen lange Schöße das heilige Oel verbargen, und bestimmte der Reihe nach einen seiner Freunde zum Sakristan, da ihm zwei gute Borderplätze zustanden.

(Fortsetzung folgt.)

Weiße Lilien.

Von Carlo S. Carroz.

Jedes Jahr zu ihrem Geburtstag empfing die Dame des Hauses einen Strauß schneeweißer duftender Lilien. An den Blumen war ein Rärtchen befestigt: „Zur Erinnerung an un vergessliche Stunden . . . Ein alter Freund.“

Immer, wenn Frau Julia diese Lilien erhielt, pflegte sie ein wenig zu erröten und sagte zu ihrem Mann:

„Wenn ich doch nur wüßte, wer eigentlich dieser alte Freund ist!“ Darauf erwiderte ihr Mann, indem er scherzend mit dem Finger drohte: „Liebe, kleine Julia, wäre ich nicht der gute Ehemann, der ich bin — weiß Gott — ich hätte allerhand Ursache, eifersüchtig zu werden . . .“ So hatte sich diese Szene alljährlich abgespielt, wenn der Bote die prachtvollen weißen Lilien brachte.

Wieder hatte sich alles programmäßig abgewidelt, und während die Kinder interessiert die verschiedensten Geburtstagsgaben betrachteten, zog sich Frau Juli ein Weilschen zurück und betrachtete mit träumerischem Blick den mystischen, duftenden Strauß. Ihre Gedanken gingen in allerhand Erinnerungen spazieren. Wer konnte der alte Freund sein? Wer konnte es nur sein, der ihr Jahr für Jahr diesen schönen, wortkargen Gruß sandte?

Mitten in diese Betrachtungen hinein, bemerkte sie sich plötzlich von ihrem Mann beobachtet. Mit einem Rächeln sagte er: „Aber, Liebste, hast du denn kein Interesse für andere Dinge als diesen anonymen Lilienstrauß?“

„Ja, endlich gesprochen, fühle ich mich erst ganz ruhig und zufrieden, wenn ich die heraufschendenden Lilien in den Händen habe.“ Ihr Mann lachte ein verstehendes, feines Rächeln.

„Ja — wenn nun die Lilien in diesem Jahre nicht gekommen wären?“ Sie nickte, ohne recht zu wissen, was sie antworten sollte:

„Wenn dieser Gruß meines anonymen Anbeters ausgeblieben wäre, hätte ich mir gesagt: So — nun bist du also alt geworden, besitzt keine Anziehungskraft mehr — man findet es überflüssig, dir seine Aufmerksamkeit zu machen! So etwas tut weh, lieber Freund, selbst wenn man weiß, daß man so langsam anfängt zu altern . . .“

„Und das sagt eine Frau wie du?“

*
Einige Tage später machte Frau Julia eine Entdeckung, die sie außerordentlich erstaunte. Sie entdeckte nämlich, wer der Absender der Blumen war . . . Es war ihr eigener Mann!

Wie konnte er es nur wagen, derartig mit ihren besten Gefühlen zu spielen. Demnach mußte er sicherlich selbst fühlen, daß sie alterte, daß sie ihre Anziehungskraft eingebüßt hatte. Die Blumen hatte er nur gesandt, um ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, und um sie glauben zu machen, daß sie immer noch eine gewisse Macht auf die Herzen der Männer ausübe. Er wollte scheinbar nicht, daß sie selbst spüren oder glauben sollte, daß ihre Jugend dahin war. Ach — das war wirklich empörend — eine ganz heutzutage Behandlung . . . Vielleicht hatte er es auch aus Mitleid und Zärtlichkeit getan, vielleicht wollte er ihr den Glauben erhalten, daß sie noch die Gabe habe, zu entzücken und zu bezaubern . . . Diese neuen Gedankengänge verfolgte sie bis ins kleinste Detail.

*
Wieder wurde Frau Julias Geburtstag gefeiert, und die obligaten Lilien prangten bereits auf dem Tisch. Da geschah etwas Merkwürdiges, gerade als ihr Mann sein Glas erhob, um eine kleine Rede zu halten. Das Dienstmädchen erschien und überreichte der Frau des Hauses einen länglichen Strauß, in rosa Seidenpapier gehüllt:

„Noch einen Strauß schneeweißer Lilien?“ jubelte sie und vergaß ihr Gesicht tief in die duftenden Blüten.

Der Mann hielt in seiner feierlichen Rede inne. Er war außerordentlich verblüfft. —

„Bist du nicht auch entzückt, lieber John, daß deine „alte“ Frau noch Groberungen machen kann?“

„Von wem sind die Lilien?“ fragte er.

„Gott, woher soll ich das wissen?“

Während Frau Julia die Blumen betrachtete, wurde das Gesicht ihres Mannes länger und länger.

„Ist keine Karte dabei?“ fragte er.

„Nein, leider nicht.“

„Sehr merkwürdig,“ murmelte er.

„Freust du dich denn nicht?“

„Dazu habe ich eigentlich keinen Anlaß!“

„Aber, liebster Freund, — du bist doch nicht etwa eifersüchtig?“

„Wenn ich es wäre, hätte ich doch wahrhaftig allen Grund dazu!“

„Grund? Was meinst du?“

„Für eine Mutter von drei Kindern paßt es sich nicht, sich von fremden Herren den Hof machen zu lassen.“

„Da — ich kann doch nicht dafür — ich kenne ja nicht den Spender der Blumen!“

„Den Spender? Woher weißt du denn, daß die beiden Sträuße von derselben Person stammen?“

„Erstaunt sahen sie sich an.“

„Warum zweifelst du daran, daß beide Sträuße den gleichen Absender haben?“

„Dafür habe ich meine Gründe!“

„So sprich doch!“

„Wenn du's absolut wissen willst — der Strauß von dem „alten Freund“, der war von mir!“

„Von dir?“

Sie sah ihn fragend an.

„Warum spielst du eigentlich diese Komödie mit mir?“

„Weil ich die Frauen kenne und weiß, daß sie sich glücklich fühlen, wenn ihr Selbstvertrauen gestärkt wird — ich wollte dir damit sagen, daß du noch im Besitz deiner Macht über Männer bleibst.“

Sie lachte. „Du bist ein großer Frauenkenner vor dem Herrn — aber ich kenne auch die Männer. Ich wollte mich davon überzeugen, ob ich wirklich schon so alt sei, daß du nicht mehr eifersüchtig auf mich werden könntest. Jetzt kann ich mich beruhigen, da die Probe so gut ausgefallen ist.“

„Erlaube und fragend stand er vor ihr.“

„Ich wußte nämlich, mein Lieber, daß du der „alte Freund“ warst, und darum habe ich mir selbst den anderen Strauß geschickt, um dich zu strafen.“

„Wir haben also beide Komödie gespielt, Julia?“

Sie nickte und gab ihm einen Kuß.

„Und von heute ab können wir also die Ausgabe für die teuren Liliensträuße sparen!“

Da küßte er sie und küßte ihre ewig jungen Lippen.

(Autorisierte Uebersetzung von R. Henniger.)

Die Kleidung Friedrichs des Großen.

In Bruno Frank's: „Friedrich der Große als Mensch“ im Spiegel seiner Briefe, seiner Schriften und Anekdoten. Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW 68, finden wir folgendes zeitgenössisches Dokument, das bezeichnend für diesen König ist:

Friedrich der Große kleidete sich in die einfache Uniform seines Garde-Regiments zu Fuß, welche nur mit einem Achselband und einem Stern geziert war, und bloß an großen Galatzen und bei großen Feierlichkeiten zog er die reiche Uniform dieses Regiments an. Er hat, so wie in anderen Stücken, also auch hierin unter den Königen und Fürsten Nachahmer gehabt; und allerdings muß ein Volk sich glücklich schätzen, wenn der König und Fürst seine Schweißtropfen und Tränen nicht in Brillanten verwandelt, um mit denselben zu prangen. Es ist aber keinem regierenden Herrn eine so weit getriebene Sparsamkeit in Kleidungsstücken anzuraten, als König Friedrich der Zweite ausübte, denn teils gehört sie zu denselben verjährten Eigenheiten, die er sich als General erlaubte, teils mußte der Nachahmer gerade durch so viele glänzende Eigenschaften und große Taten sich Ehrfurcht verschaffen haben, als unser Monarch, der aber in seiner Art der Einzige war. Er wollte schlechterdings in der Kleidung nicht groß sein, er wurde auch gefürchtet und verehrt, wenn er gleich in einem alten, arggetragenen und geschliffenen Kleide ging, wenigleich ein scharf beobachtendes Auge in seinen Beinkleidern ein Loch entdeckte, wennleich sein Hemd und Schnupftuch zerrissen und sein Hut ganz taub war. Er hatte keine Nachtmütze, keinen Schlafrock, keine Pantoffeln. Die Stiefel ließ er sich erst ausziehen, wenn er schon auf dem Bette saß, um sich in denselben niederzulegen, und unmittelbar aus dem Bette trat er wieder in die Stiefel; anstatt des Schlafrockes trug er einen Casaque, und bei Krankheiten den ihm von der russischen Kaiserin Elisabeth geschenkten Zobelpelz.

Veripätel.

Von Albert Jean.

„Sie wünschen, gnädige Frau?“ fragte Pierre Villaret und beugte sich über den Ledentisch.

Therese reichte ihm eine kleine Platinuhr.

„Ich weiß nicht, was mit der Uhr ist, immer bleibt sie stehen.“

Pierre öffnete die Kapsel, warf einen flüchtigen Blick auf das Werk und sagte: „Die Uhr muß gründlich gereinigt werden.“

Dann erhob er den Blick und betrachtete seine Kundin. Ihm begegneten ein Paar strahlende Augen, die von langen, langen Wimpern beschattet waren — und im selben Augenblick war er sterblich verliebt. Gleichzeitig war er aber ein Mann, der es verstand, seine Gefühle und Impulse zu beherrschen. Immer ruhig Blut, sagte er zu sich selbst, während seine Hände zitterten, und ihn überkam eine unbändige Lust, auf einmal zu weinen und zu singen. „Wann kann ich wiederkommen?“ fragte Therese.

Pierre hatte die größte Lust zu sagen: „Ach gehen Sie nicht, ich kann nicht ohne Sie leben, ohne die unbegreifliche Schönheit, die sich in Ihrem Gesicht ausdrückt. Sie, von der ich nicht einmal weiß, wie Sie heißen, ich habe Sie ja immer geliebt, mein ganzes Leben habe ich auf Sie gewartet. Sie glauben mir nicht? — Ich glaube es auch nicht, bevor ich Sie gesehen hatte. Jetzt weiß ich aber, daß die Liebe das Herz trifft wie ein Flegelstein den Kopf, wenn es draußen kühlt. Aber nicht wahr, das sind Dummheiten, die man nicht sagt, die man nicht zu sagen mag, denn wenn man sie sagte, würde das Leben viel zu schön und viel zu leicht sein — und eben nicht das Leben sein.“

Als sie gegangen war, nahm Pierre die Uhr, die sonst an dem geliebten Arm geruht hatte. Schnell, leicht und verliebt zerlegte er die Uhr, Stück für Stück. Er legte die Teile in Alkohol und dann gab er sich seinen Träumen hin. Andauernd sah er die Frau vor sich, am Dienstag würde sie wiederkommen.

Mit einmal kam ihm eine Idee. Er gab sie wieder auf, aber sie kam wieder. Und zuletzt machte er sich mit ihr vertraut.

„Jetzt sind Sie also sicher, daß die Uhr geht,“ fragte Therese am Dienstag. „Vollkommen sicher.“

Schon am selben Abend kam Therese wieder.

„Das ist wirklich sehr schade, aber die Uhr geht nicht.“

„Sie ist vielleicht noch nicht ganz genau reguliert,“ antwortete Pierre. „Vielleicht dürfte ich sie noch einige Tage behalten?“

Therese willigte ein.

In den folgenden Wochen litt Thereses Uhr andauernd an neuen merkwürdigen Krankheiten. Die Uhr ging vor, die Uhr ging nach, bis sie schließlich ganz stehen blieb. Jeden zweiten Tag war sie beim Uhrmacher, der mit der Lupe im Auge und seiner Liebe im Herzen die kostbare Zeit verbrachte.

„Ich begreife das wirklich nicht,“ klagte Therese, „wie zuvor ist die Uhr in Unordnung gewesen.“

„Die Feder ist nicht in Ordnung, kommen Sie bitte morgen wieder,“ antwortete Pierre mit erstickender Stimme.

Schließlich wurde es Therese klar, daß dieser unmögliche Uhrmacher die mildeste Stimme der Welt und die schönsten Augen hatte. Sie fühlte sich immer wohler und wohler in diesem Laden mit den vielen kleinen, rastlosen Lauten — und schließlich endete es mit einem Rendezvous.

Ein Viertel auf Vier.

Pierre war zuerst da. Um vier Uhr schlug sein Herz heftig. Ein Viertel nach Vier gewahrte er einen Gut, der aber nicht Therese war. Um einhalb fünf Uhr war er vernichtet — um fünf Uhr begab er sich nach Hause. Dort fand er ein Telegramm vor. Er riß es auf.

„So viel Vertrauen hatte ich denn doch in Sie gesetzt, daß Sie eine Verabredung pünktlich einhalten würden. Das hätte ich also nicht tun müssen.“

Eine, die nicht wartet.“

Pierre sah sich an die Stirn.

„So viel Vertrauen hatte ich denn doch in Sie gesetzt, daß Sie eine Verabredung pünktlich einhalten würden. Das hätte ich also nicht tun müssen.“

Eine, die nicht wartet.“

Pierre sah sich an die Stirn.

„So viel Vertrauen hatte ich denn doch in Sie gesetzt, daß Sie eine Verabredung pünktlich einhalten würden. Das hätte ich also nicht tun müssen.“

Eine, die nicht wartet.“

Pierre sah sich an die Stirn.

„So viel Vertrauen hatte ich denn doch in Sie gesetzt, daß Sie eine Verabredung pünktlich einhalten würden. Das hätte ich also nicht tun müssen.“

Eine, die nicht wartet.“

Pierre sah sich an die Stirn.

— Ich — steht verstaude ich — jammerte er — ich selbst habe
ja das letzte Mal ihre Uhr vorgestellt — sie hat schon um drei Uhr
auf mich gewartet . . .
(Aus dem Französischen von M. B. Henniger-Andersen.)

Gedenktag.

26. April.

Zum 60. Geburtstag Max Geißlers. Einen Apostel der Einsamkeit hat man Max Geißler, den oberbayerischen Dichter genannt: denn nur Einsamkeit, das sei sein Glaube, gewähre die Vertiefung, die innere Vollendung des künstlerisch schaffenden Menschen. Geißler ist am 26. April 1868 in Großschmied geboren. Er war zuerst Lehrer, danach Redakteur, lebte längere Zeit in Weimar, nunmehr bei Dresden. Bekannt geworden ist er durch seinen Halligroman „Jochen Klähn“, der im Jahre 1903 erschien. Seither hat er zahlreiche Romane, daneben epische und lyrische Dichtungen veröffentlicht, die alle durch eine besondere Kraft der Naturbeschreibung ausgezeichnet sind.

Aus aller Welt.

Erhöhung der Nobelpreise. Die im Jahre 1928 zur Verteilung gelangenden Nobelpreise sind nach einem Beschluß der Verwaltung der Stiftung auf rund 175 000 Mark für jeden Preis erhöht worden. Bisher betrug der Nobelpreis etwa 110 000 Mark.

Die Reise zum Mond ist ihrer Verwirklichung um einen entscheidenden Schritt näher gekommen. Das Problem der Rakete, mit der sie ausgeführt werden soll, hat seine erste praktische Erprobung erfahren. In die Luft freilich hat sich noch niemand von ihr hinauftragen lassen, wohl aber hat man ein Rennauto mit Raketenantrieb versehen und einige Sekunden über die Bahn gejagt. Nur einige Sekunden, denn die Geschwindigkeiten, die sich bei dem Versuch gleich zu Anfang ergaben, waren so beträchtlich, daß der Fahrer des Wagens sich ihnen nicht gewachsen fühlte. Das kann nicht wundernehmen, wenn man erfährt, daß nach etwa acht Sekunden auf einer Anfahrtsstrecke von sechzig Meter bereits eine Geschwindigkeit von fünfundsiebzig Stundenkilometern erreicht war. Mit solchen schlagartigen Steigerungen kann man auf der Erde nicht gut etwas anfangen. Beim Flug in den Weltraum aber können sie unzweifelhaft von Nutzen sein. Die Erfinder denken, bereits in einem Jahre ein Flugzeug konstruiert zu haben, mit dem sie zunächst einmal bis in die dünnen Luftschichten etwa dreißig Kilometer über der Erde vordringen wollen. Näheres über diese interessanten Versuche, sowie Bilder von dem Wagen bringt die neueste Nummer (Nr. 17) des „Illustrierten Blattes Frankfurt a. M.“. In dem gleichen Heft schildern deutsche Wandervögel ihren Spaziergang im Himalaya. Ein anderer illustrierter Artikel befaßt sich mit der Kundenwerbung in Amerika. Den Amateurphotographen wird der Aufsatz „Der rechte Moment und was daneben geht“ interessieren. Der begeisterte Wahlagitator wird sich für die Erfindung der wandernden Bittstühle begeistern. Die Zahl der aktuellen Photos ist diesmal entsprechend der Fülle interessanter Ereignisse (Ozeanflug, Nordpolfahrt, Atlantikversuch in Mailand usw.) besonders groß. Das Heft ist vom Anfang der Woche an überall für 20 Pfennig zu haben.

Vögel, die Gold fressen. Das Niesenland Sibirien birgt noch große Massen von Edelmetallen, und ganz besonders goldhaltig sind einige Flüsse im Stromgebiet der Lena, so vor allem ihre beiden Nebenflüsse Olekma und Vitim, in deren Sand man das Gold nicht nur in Körnerform, sondern auch oft in Gestalt kleiner Klumpen findet. Infolge des Goldreichtums dieser Flüsse hat man nun eine eigenartige Beobachtung gemacht. Es kommt nämlich vor, daß man in den Magen der in diesen Gegenden erlegten Auer- und Wiedehühner ganze Stücke puren Goldes findet, die von den Vögeln offenbar mit samt dem Flußsand, den sie — wie viele Fühner — zu Verdauungszwecken verzehren, in den Magen gelangten.

Fröhliche Ecke.

Die Unglückszahl. „Ich habe niemals eine Aussicht“, sagte der Gefangene. „Was ich auch mache, immer erscheint die Unglückszahl und macht mir Schwierigkeiten.“ — „Was ist denn Ihre Unglückszahl?“ — „18 — zwölf Geschworene und ein Richter.“
(„Daily News and Westminster Gazette“.)

Wie du mir — so ich dir. Schweinemehrer (ironisch zu einem ihm verfeindeten Bäckermeister): „Sie, bei Ihnen heißt's aufpassen, daß Ihnen die Fliegen nicht die Semmeln stechen.“ — „Sehen Sie still! Bei Ihnen sind Fliegen während des Hochwassers die Wirtin durch's Schlüsselloch dabongeschwommen.“

ABC-Schulen. Klein-Dreschen hatte bei der Jahresprüfung einen ersten Preis erhalten und zwar für ihren Aufsatz: „Was tue ich am Sonnabend?“ Darin hatte sie lang und breit geschildert, wie sie auf Schwesterchen achtete, wie sie Mutter beim Waschen geholfen usw. Zum Schluß aber hieß es wörtlich: „Nach der Arbeit spielte ich Schach.“ — „Schach“, fragte erstaunt die Mutter. „Du kannst ja gar nicht Schach spielen.“ „Das stimmt, Mutti! Ich wollte auch Domino schreiben, aber ich konnte es nicht buchstabieren.“

Zum Kopferbrechen.

Rätselsprung.

war	knos-	muß	sel	der	früh	der	sel	ist
erst	still	will	nicht	es	stille	in	zu	non-
pon	te	wär'	es	und	näh'	son	märs	und
und	a-	te	a-	we-	der	te	nig-	es
war-	ber	ge-	donn		ste	daß	soln	noch
pril	weh	märs	son-	bern	don	es	war-	fo-
im	non-	nicht	wer-	wär'	don	es	so	bo-
mehr	hä-	und	sohnee	mal	das	auf	bru-	te
soheln	tut	kann	te	er-	ar-	war-	vor	grün

Inhaltsreih.

Jedem der folgenden Wörter sind zwei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, welche nacheinander gelesen, ein Sprichwort ergeben. (ch = ein Buchstabe.) Werkzeug, Rosenrom, Taubnessel, Blethen, Bessing, Luftklappe, Ristko, Lornstier, Gezeiße, Nachtwort, Basel, Wanderer, Geldstraße, Lebtan.

Der gestrenge Papa.

„Verlobung? Nein, mein Freund, damit ist's „einz"! Vertrau'n zu Ihnen hab' ich leider keins; Und eher sag' ich nicht „Ja“ und „zwei-drei“ Als bis Ihr „ganzes Wort“, erst ist vorbei!“ H. St.

Ergänzungsaufgabe.

— agus — — copar — — urea — — ogat — — lste —
— hemi — — amme —

Durch Hinzufügen von Kopf und Fuß erhält man bekannte Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben, der Reihe nach abgelesen, den Namen eines berühmten deutschen Malers ergeben.

Geheimschiff.

15	8	3	—	17	8	18	8	—	18	20	18	9	8	8	14
16	8	15	—	15	8	5	—	5	8	9	8	20	18	20	4
8	9	8	3	5	—	18	8	3	15	4	17	2	17	15	—
11	10	18	20	6	—	—	—	15	4	8	—	7	4	8	15
8	3	10	18	20	12	8	17	—	5	12	18	3	19	—	—
18	17	15	—	8	8	9	8	17	14	2	12	2	5	12	8
16	1	10	8	17	—	4	17	—	17	16	8	15	2	19	—
8	3	4	14	2.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

(Die Lösung ergibt 1. eine sportliche Begebenheit, 2. eine Umwettermeldung aus Neuhort.)

Schlüssel:

1	2	3	4	5	europäische Hauptstadt
6	7	8	3	9	Märchenfigur
10	8	11	10	12	Schmalbakter Fisch
13	2	14	4	3	indischer Gaukler
15	16	17	2	18	europäischer Strom
19	8	4	20	8	Wegemaß.

D. G.

Auflösung Nr. 18.

Kreuzworträtsel: Von oben nach unten: 1. M, 2. Mt, 5. Mh, 7. Oh, 9. Mt, 10. Or. — Von links nach rechts: 3. Ab, 4. Ad, 6. Ab, 8. Um, 10. Or, 11. Me.

Zahlenrätsel: Herwegh — Arch — Uranus — Plutino — Tabarz — Melone — Altona — Norden — Nachruf — Panal — Orlau — Elbing — Hauptmann Köhls Ozeanflug.

Silbentanz:	ta	fel
	ne	ger
	sen	se
	ro	be

(Tafel Felsen Neger Nero Senta Senne Sense Roger Rose Robe Beta Besen)

Denkportaufgabe:	21	4	16	15	9
	11	25	5	8	18
	20	7	14	1	23
	10	12	22	19	2
	3	17	8	24	18

Magisches Quadrat: 1. Stat, 2. Käse, 3. Asche, 4. Leck.

Telegrammrätsel: Die Erdbebe in Smyrna hatten an.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Strya, Bognar.